



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Handbuch für das Berufs- und Fachschulwesen

Kühne, Friedrich Alfred

Leipzig, 1929

Ethik und Soziologie des Berufes in der Schulerziehung Von Dr. Aloys Fischer, o. Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität München

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83262](#)

Ethik und Soziologie des Berufes in der Schulerziehung

Von Alois Fischer, München

1. Der Arbeitsgedanke im Unterricht

Der Arbeitsgedanke wird in erster Linie als das formal-methodische Prinzip des neuen Stiles im Unterricht aufgefaßt; die freie, geistige Eigentätigkeit des Schülers soll der rote Faden werden, der die mannigfachen Lern- und Lehr-tätigkeiten eines Schuljahrs, einer Klassengemeinschaft durchzieht und verbindet; die Arbeit des Lehrers, gewiß nicht überflüssig oder gar — wie manche gemeint haben — schädlich, soll sich bewußt auf Anregung und entfernte Lenkung der Selbsttätigkeit des Schülers einstellen, nicht Zweck und Hauptinhalt des Schullebens sein, sondern Hilfsdienst an der organischen Selbstdentfaltung des Zöglings, ganz und gar nichts als die „Handbietung“, die Pestalozzi dem Haschen der Natur nach ihrer Vollendung gewährt wissen will.

So verstanden ist das pädagogische Arbeitsprinzip die psychologisch verfeinerte und vertiefte Ausgestaltung des Gedankens der Spontaneität, der als zentraler die neuere Philosophie beherrscht, am großartigsten in der Ideenwelt von Leibniz, für Erkenntnistheorie und Ethik bei Kant, für die Sinndeutung von Geschichte und Kultur im deutschen Idealismus und in jüngster Vergangenheit in der Philosophie des Organischen ausgeprägt. Eine Denkweise, der die Wirklichkeit wesentlich Werden ist, Entwicklung, Selbstverwirklichung, mußte in pädagogischer Wendung auch die Bildung nicht als Sein, als Zustand und Abschluß, sondern als Vorgang und unendliche Aufgabe deuten, als den lebendigen Prozeß der Selbstdentfaltung aller positiven Geistes- und Kulturkräfte von Individuen, von ethnischen oder historischen Gruppen. Die künstgerechte Methodik der Unterweisung und die Organisation des Schulwesens verwandeln sich für ein so gestimmtes pädagogisches Denken in bloße Mittel zur Erweckung, Läuterung und Steigerung der produktiven seelischen Kräfte, und der zentrale Vorgang im Bildungserlebnis ist die folgerichtige Reifung des Einzelnen zur Persönlichkeit, also ein im wesentlichen organischer Prozeß des Wachstums von innen, den keine Dressur und Abrichtung von außen, keine bloße Angleichung und Ausstattung mit fertig vorpräpariertem Geistesbesitz in Fluß bringen, geschweige denn ersezten kann.

So gesehen darf der pädagogische Arbeitsgedanke der Gegenwart als seine großen Ahnen Rousseau verehren, der sein Axiom, daß alle Bildung Selbstdentfaltung sei,

in der Natursprache des 18. Jahrhunderts stammelte, Pestalozzi, dem die Menschenkräfte als primum movens im Bildungsprozeß erschienen, Schleiermacher, der das Prinzip der Spontaneität rein herausstellte und von den Mißverständnissen befreite, die es noch bei Rousseau umgaben und besonders in der Meinung Ausdruck fanden, daß bei einer die Spontaneität der menschlichen Natur und ihrer organischen Entwicklung bedrohenden Philosophie alle Erziehung nur negativ sein könnte, Herbart, dessen Interessenbegriff die Selbsttätigkeit als psychologischen Kern enthält und erst von nachfahrenden Interpreten und Fortbildnern sozusagen materialisiert wurde. Als Gegenvirkung gegen den Materialismus, der das Was? des Unterrichts zum entscheidenden Faktor im Bildungsprozeß erhoben hat, ist die Wiederbesinnung auf die spezifischen Aufgaben der Erziehungs- und Bildungsarbeit sicher ein Zeichen der Gesundung.

2. Die Bedeutung des Erziehungsziels

Gleichwohl darf man nicht übersehen, daß die wesentlich formale Fassung des pädagogischen Gedankens eine folgenschwere Einseitigkeit ist. Gewiß ist es richtig, daß für die Präzision des didaktischen Denkens in erster Linie die Frage maßgebend ist, wie der Unterricht gestaltet werden müsse, um bildend zu wirken; ebenso ist nicht zu bezweifeln, daß dafür die unerlässliche Voraussetzung in der Gründung aller Lehrmaßnahmen auf die ursprünglichen Triebe und Richtungen der selbsttätigen Entwicklung des lebenden Organismus liegt. Aber schließlich bleibt die entscheidende Frage doch immer die nach dem inhaltlich verstandenen Ziel der ganzen Erziehungsarbeit, nach dem Bild des Menschen, das als Frucht ihrer Bemühungen einer Erziehung vorleuchtet. Was für ein Mensch geformt werden soll, das zu wissen ist für die Bildungsarbeit ebenso unerlässlich wie Klarheit über die Wege, auf denen dieses Wunschkbild des Gebildeten erreicht werden kann. Man mißverstehe nicht: die eigentliche pädagogische und didaktische Produktivität setzt sicher erst bei der Bearbeitung der Bildungsmittel und Bildungswege ein: im neuen Einfall, wie ein — angegebenes bzw. vorausgesetztes — Ziel am sichersten und kürzesten bei der größten Zahl von Zöglingen erreicht werden kann, in der Verbesserung der Hilfsmittel und Methoden des Unterrichts und der Erziehung, der Lehrpläne und Schulformen kommt die spezifisch pädagogische Begabung zum Ausdruck. Aber man darf nicht übersehen, daß das Ziel der Erziehung selbst nicht zu allen Zeiten ein einfach gegebenes ist. Gerade unsere Zeit der Wandlung aller Werte fordert deshalb von jedem Erzieher die selbständige Besinnung auf die Ziele der Bildungsarbeit. Von dieser Einstellung aus wird man sagen müssen, daß auch die Arbeitspädagogik nicht zu den letzten geistigen Entscheidungen vordringt, die von unserer Lage gefordert sind. Sie erfährt — auch hierin Fortsegerin einer mit der Aufklärung beginnenden Entwicklungslinie — am gebildeten Menschen nur die eine Seite, daß er ein selbständiger, selbsttätiger Mensch und sich selbst genug sein müsse in allen Lagen des Lebens, hebt den gebildeten Menschen dadurch ab von der Masse ohne Eigenleben und den Abhängigen

ohne Selbstbestimmung, fragt aber nicht, welchen substantiellen Inhalt eine Persönlichkeit und ihr Leben haben müssen, um einen über Autonomie und Autarkie hinausgehenden Wert zu besitzen.

Auch im heutigen Arbeitsgedanken noch formalistisch, begnügt sich das didaktische Denken in seiner Breite mit der Erfüllung immer neuer und wirksamerer Hilfsmittel, um den Nachwuchs geistig selbstständig werden zu lassen und „arbeiten“ zu lehren, und vernachlässigt die Liefendimension des Erziehungsgedankens, die Bildung zu einer auch die Arbeit erst rechtfertigenden und deutenden geschlossenen Weltanschauung, die dem Leben des Einzelnen Sinn und Schwere verleiht. Für die Erziehung kommt es ebenso sehr darauf an, daß der Mensch weiß, warum und wozu er arbeiten soll, als daß er arbeiten kann. Man mag der Arbeit in diesem oder jenem Sinn, auch als Selbstverwirklichung der eigenen Person, eine noch so beherrschende Stellung im Menschenleben einräumen, die ungehemmte Regsamkeit der Kräfte als Kern des Lebens und Glücks einleuchtend machen, — das Tätigsein an und für sich ist zwar, wie in wunderbarer Eindringlichkeit die Philosophie des Aristoteles gezeigt hat, dem bloßen Vermögen, der ruhenden Anlage, dem genießenden und beschauenden Leben überlegen, aber keineswegs so eindeutig selbstzwecklich, daß jede Frage, warum und wozu man tätig sein soll, was man durch seine Tätigkeit zu verwirklichen, zu schaffen habe, überflüssig oder töricht würde. Der formale Charakter des Arbeitsgedankens wird gerade dann am deutlichsten, wenn uns in Geschichte und Gegenwart Personen von höchster Aktivität und Selbstbestimmung entgegen treten, bei denen wir zugleich den Eindruck haben, daß Sinn und Zweck ihrer Bemühung, der ganze Inhalt ihres höchstgespannten Lebens nichts war oder ist als sie selbst, der Genuss ihrer Kraft, die Vollendung ihres Wesens, der erschöpfende Aufbrauch ihrer Energie, oder deren Zwecke, an objektiven Normen und Forderungen gemessen, als Zerstörung und Schädigung Ablehnung herausfordern. Man mag den Wert der Arbeit und die Arbeit selbst als Wert noch so hochstellen, sie konkurriert mit anderen Werten und Zwecken, und mit der Erziehung zur Arbeit ist weder der Mensch ganz noch der ganze Mensch gefaßt und gebildet, so imponierend die eine Seite der Aktivität und Selbstsicherheit des Wesens einer Persönlichkeit auch vor uns steht. Der Mensch ist zu reich, vielfältig und kompliziert, als daß in der Vollendung der Form des Selbstseins seine Größe sich erschöpfen könnte. Gewiß ist das Selbstsein die Voraussetzung, die allgemeinste formale Bedingung und Teilkomponente echter menschlicher Größe, nicht aber ihre ganze Substanz und ihr einziger Inhalt.

So fordert die Arbeitsdidaktik einen Ausbau nach zwei Richtungen: als methodischer Gedanke unterstellt sie alle Maßnahmen des Lehrers, Lehrplanes, der Schulform, alle Hilfsmittel des Unterrichts einer Prüfung und Umgestaltung, damit sie nach Diesterwegs Formel den Nachwuchs „durch Selbsttätigkeit zur Selbstständigkeit“ führen können; als inhaltlicher Gedanke will sie den ganzen Unterricht dahin orientieren, den Nachwuchs sich in gewissen substantiellen Wahrheiten festleben zu lassen, die als Grundlagen der eigenen Weltanschauung unentbehrlich

sind. „Arbeit“ wird dadurch aus einem bloßen Formalprinzip der Selbständigkeit und Selbsttätigkeit in Kenntnisserwerb und Kraftschulung ein materiales Prinzip, Teil einer zweifelsfreien Grundlegung der Lebens- und Weltanschauung, in richtiger Weise eingebettet in das oberste Zwecksystem, auf dem ein Menschenleben ruhen muß, wenn es Sinn, Form und Rechtfertigung haben soll. Die „Arbeit“ im Arbeitsschulgedanken betrifft nicht bloß die Form der Lehr- und Lerntätigkeiten, erschöpft sich nicht in Unterrichtsstufen und methodischen Schablonen, die bei aller Neuheit gegenüber früher herrschenden nur das „Wie?“, nicht das „Was?“ der Bildungsarbeit erfassen, sie wird inhaltlicher Teil des Erziehungsziels selbst. Der im neuen Sinn erzogene und gebildete Mensch kann nicht nur „arbeiten“, d. h. geistig selbständig tätig sein, einen geschulten Mechanismus seiner Funktionen und Kräfte beherrschen, sondern er ist auch erfüllt von einer richtigen Arbeitsgesinnung, er deutet und wertet sicher seine und jede Arbeit im Hinblick auf die letzten Werte und Zielgedanken alles Menschentums.

3. Die Bedeutung der Arbeitsethik

Um dieser Seite ihrer eigenen Intention gerecht zu werden, kann die „Arbeitsschule“ der Zukunft, am wenigsten die Berufsschule für die reifende Jugend, nicht auf die Auseinandersetzung mit den Fragen der Ethik der Arbeit und der Soziologie der Berufe verzichten. Daß Arbeit und wieder Arbeit den überwiegenden Inhalt des Menschenlebens ausmacht, darf als feststehend angesehen werden, aber diese Tatsache selbst ist weniger entscheidend als die Art, wie der einzelne Mensch sein Arbeitsschicksal erlebt, wie er sich zur Arbeit wertend stellt, wie er sich mit ihr auseinandersezt und abfindet, aus welcher Gesinnung heraus er die unvermeidliche Arbeit auf sich nimmt und leistet. Es scheint mir für die sittliche Seite der Erziehung unseres Nachwuchses von vordringlicher Bedeutung zu sein, den jungen Menschen zu einer den Versuchungen der Faulheit und Genußsucht, des ungezügelten Erwerbstriebes und der Ausbeutungslust, der falschen Ideen über Arbeit und Beruf standhaltenden, begründeten und befriedigenden Arbeitsethik reif zu machen und ihm in den Maximen derselben einen unerschütterlichen Halt zu geben. Wird diese Aufgabe der Erziehung in ihrer Bedeutung erkannt und gelöst, so werden m. E. viele Erschütterungen des Volkslebens in der Wurzel aufgehoben, wird Stetigkeit und Stil in das Leben des einzelnen Menschen kommen, einerlei in welcher Tätigkeit und Stellung er seiner Gesellschaft dient, werden Zufriedenheit, Selbstsicherheit und Stolz an Stelle von Neid, Haß, Missgunst und Konkurrenzkampf treten, die als moralpsychologische Gefahren immer wieder Lebens- und Gesellschaftsordnungen bedrohen und auflösen können. Nicht die Gesetze und Institutionen garantieren Bestand und Wohlfahrt eines Gesellschafts- und Wirtschaftssystems, sondern der Geist der die Gesellschaft bildenden Menschen, ihre Einsicht, ihre Tatkraft und die Lauterkeit ihrer Gesinnung. Es ist eine Verkehrung der tatsächlichen Kausalzusammenhänge, wenn man meint, die Verhältnisse schaffen den Menschen; in Wirklichkeit schafft der Mensch die Verhältnisse. Natürlich

leugne und verkenne ich nicht, daß bestehende Verhältnisse, Lohn- und Arbeitsordnungen, Wirtschaftsformen und Gesetze den einen Einzelnen unter Umständen begünstigen, andere Einzelne hemmen und beengen können, aber die Grundlage auch solcher ungünstiger Wirkungen ist doch in der im Institutionellen sich auswirkenden Gesinnung zu suchen. Eine richtige Arbeitsethik ist nicht nur für die abhängigen Menschen eine bindende Norm, sondern erst recht für die Besitzenden, die freier gestellten Glieder einer Gesellschaft. Und die Besserung sozialer Not ist nicht ein mechanisches Ergebnis einer bloßen Gesellschaftstechnik, sondern die reife Frucht der persönlichen Selbsterziehung aller Gesellschaftsglieder.

Der erziehende Unterricht wird in erster Linie die Grundlagen dafür bieten müssen, daß der Nachwuchs über die verschiedenen Auffassungen der Arbeit orientiert aus selbsterlebten Einsichten und inneren Forderungen zu der als richtig erkannten Arbeitsgesinnung den Weg und die Entschlußkraft findet. Aus der Geschichte der Moralsbegriffe und der ethischen Systeme gewinnt der Lehrer einen Überblick über die möglichen Auffassungen der Arbeit; er kann aus dem Verhalten und den Urteilen der Schüler Anhaltspunkte entnehmen, zu welcher dieser Auffassungen der einzelne unbeeinflußt hinneigt und wird so den psychologischen Boden finden, auf dem er seine eigentlich erzieherische Aufgabe in Angriff nehmen kann.

4. Die Arbeit als Zwang, als Mittel der Lebensfristung und des Erwerbs

Als primitivste Auffassung möchte ich das Erlebnis der Arbeit als Zwang und Notdurft bezeichnen. Der natürliche Mensch, wie ihn gewöhnlicher Meinung nach sehr kulturarme Völkerstaaten repräsentieren, dem auch das junge, noch instinktgebundene und triebbewegte Kind ohne umfassende Einsicht und höhere sittliche Ideen in unseren Kulturgemeinschaften mehr oder minder nahesteht, arbeitet hauptsächlich, wenn ein dringendes Bedürfnis nicht anders als durch zusammenhängende Anstrengung befriedigt werden kann. Der gespürte Hunger treibt zur Sammlung der Wildfrüchte, zu Fischfang und Jagd. Ist das Bedürfnis gestillt, so ist der Arbeitstrieb mehr oder minder erloschen. Ist dem Kulturarmen oder Primitiven ein Gerät zerbrochen, so ist er gezwungen, ein neues anzufertigen; dagegen denkt er nicht daran, auf Vorrat oder zum Tausch und zum Verkauf zu fabrizieren. Es ist sicher nicht ohne symbolischen Wert, wenn die verschiedensten Sprachen in ihren Ausdrücken für Arbeiten und Arbeit den Hintersinn von Mühe und Plage, der Last und des Leides deutlich anklingen lassen. Die Forschungsreisenden älterer und neuerer Zeit und namentlich die Missionare berichten von rohen Naturvölkern mit verblüffender Übereinstimmung, daß nur die Not sie zur Arbeit treibe, gewissermaßen als der letzten Zuflucht, wenn andere Mittel der Bedürfnisbefriedigung versagen oder fehlen.

Ich bin allerdings nicht davon überzeugt, daß diese Darstellung als Geschichte

und Psychologie der sogenannten Naturvölker erschöpfend und allein richtig ist, ich lege deshalb auch keinen Wert darauf, daß diese Auffassung der Arbeit als Notzwang wirklich nur bei primitiven Völkern real war. Nach meiner Kenntnis des Menschen ist sie auch heute und auf jeder Stufe der Wirtschaft möglich. Wenn ich diese Auffassung als primitive bezeichne, will ich damit nicht zum Ausdruck bringen, daß sie die Tatsächlichkeit des seelischen Reflexes der Arbeit bei den sogenannten Primitiven erschöpft und gewissermaßen mit dem Fortschritt der Zivilisation und Kultur von selbst ausstirbe; ich nenne sie primitiv, weil sie nur auf der elementarsten, auch dem Tier möglichen Erfahrung des Zusammenhangs zwischen Arbeit und Bedürfnisbefriedigung beruht, keine weiteren selbständigen Zweckgedanken einschließt, kein inspirierendes Motiv erfordert, sondern aus dem Trieb nach Selbsterhaltung und Lebensfristung herfließt. Grundsätzlich betrachtet, ist die Auffassung der Arbeit als eines Mittels der Bedürfnisbefriedigung, als Mittels des Erwerbs des Lebensunterhaltes jederzeit möglich, mit allen ihren sinngemäßen Folgeerscheinungen, der Beschränkung der Willens- und Muskelanspannung auf das zur Lebensfristung unerlässliche Minimum, mit der Bewertung der Arbeit als Qual und Last, als Zwang und Not, weil Natur, Umwelt und Gesellschaft nun einmal dem Menschen die Lebensfristung nicht anders denn als Lohn arbeitender Bemühung ermöglichen. Wäre die Welt die Erfüllung des wahrhaftig primitiven Wunschtraums vom Schlaraffenland, vom Paradies, vom goldenen Zeitalter, vom besten Staat, so würde eine solche Auffassung der Arbeit zur Arbeit kein Motiv mehr darbieten; in der Trägheit eines mühelos gesättigten Genusses würde die Flamme des Lebens dahinschwelen ohne Glut und Wirkung, ohne Folgen und Erfolge, in sich selbst befriedigt und schließlich erlöschend.

Lassen wir dahingestellt, ob der wirkliche Mensch jemals nur von dieser Auffassung der Arbeit geleitet war, lassen wir auf sich beruhen, ob etwa der Mensch kulturärmer Epochen ihr vorzugsweise zuneigte, grundsätzlich steht fest, daß der Mensch die Arbeit so auffassen kann, und zwar jederzeit und auf jeder Stufe seiner geschichtlichen Entwicklung. Auch bei unseren Kindern und bei uns selbst spüren wir die Versuchung zu solcher Auffassung, sie liegt besonders nahe, wenn die Arbeit anstrengend ist, mit Mühe und Pein verbunden, langdauernd, von fremdem Willen diktiert. Es ist psychologisch sehr verständlich, daß der Mensch lieber genießt als schafft, lieber spielt als arbeitet, lieber müßig geht als in Willenssetzungen eingespant ist. Wir können schon aus dieser primitivsten Auffassung auf relativ sehr früher Stufe der Kindheit etwas erzieherisch verwerten: die sich immer mehr vertiefende Einsicht in den Zusammenhang zwischen Arbeit und Lebensfristung, in die Notwendigkeit und Unentrinnbarkeit der Arbeit. Nicht nur vor das Verdienst, vor jedes Gut hat die Göttlichkeit des Naturgesetzes den Schweiß gesetzt, die Bemühung um seinen Erwerb. Man könnte formelhaft die Lehre aus diesem Zusammenhang in den Satz kleiden: „Wer nicht arbeitet, hat nichts zu essen.“ Man könnte mit Rousseau sagen, daß die Naturnotwendigkeit auch auf diesem Gebiet den Menschen in die Schule nimmt. Auf jeder Schul-

stufe, sicher am eindringlichsten in der Berufsschule, kann der Unterricht Tatsachen aufzeigen, welche die Notwendigkeit der Arbeit für Individuum und Gemeinschaft deutlich machen, kann Gesichtspunkte beibringen dafür, daß kein Wunder und keine Gnade, keine Utopistik und Verbesserung der Technik diese Notwendigkeit je durchbrochen hat und je durchbrechen kann. Die viel gebrauchte Formel von der Abwälzung der Arbeit von den großen auf die kleinen Muskeln, von den Muskeln auf das Gehirn, vom Menschen auf Maschine und Naturkraft ist eine Verschleierung des Zusammenhangs; die Geschichte des Produktionsprozesses und der Technik lehrt einen Wechsel in den Arbeitsformen, einen Fortschritt in der Entgiftung und hygienischen Gestaltung der Arbeit, eine Veränderlichkeit in den Zeitverhältnissen und der Verteilung der Arbeit, aber keine Überwindung des Naturzwanges zu schaffender Betätigung. Wer von diesem Naturzwang nicht nur hat reden hören, sondern erlebend und selbstdenkend von seiner allumfassenden Wirkung innerlich überzeugt worden ist, für den haben alle jene Gedanken, Verheißungen und Prophetien ihre werbende und verführende Kraft verloren, die dem Menschen ein Leben ohne Arbeit in Aussicht stellen; er wird Schlagwörter und wirklichkeitsfernen Konstruktionen mit der nötigen kritischen Reserve begegnen und gewiß sein, daß Untätigkeit und ungenügende Ausnutzung seiner schaffenden Kräfte mit einem Verfall seines Wesens und einem Rückgang seiner Lebenshaltung bezahlt werden muß, vom Einzelnen so gut wie von sozialen Schichten und ganzen Gesellschaften.

5. Die Arbeit als Spiel und Wirkung des schöpferischen Willens

Gewiß bleibt diese ganze eben skizzierte Auffassung der Arbeit immer noch primitiv; die Berufserziehung und Arbeitsethik ausschließlich auf sie einzustellen, ist nicht möglich, weil die Auffassung selbst unzureichend ist und weil ihre Konsequenz doch dazu führen würde, das, wozu Arbeit Mittel ist, die Lebenshaltung als solche, den Genuss der arbeitsfreien Zeit als den eigentlichen Lebenszweck hinzustellen. Wir werden deshalb den suchenden jungen Menschen zu eingehender Prüfung auch der Schwächen und Mängel dieser Auffassung anregen, ihn fragen, ob nicht im Tätigsein selber etwas anderes leben kann als Qual und Plage, und ob nicht Zwecke durch die Arbeit verwirklicht werden, die über seinem individuellen Wohl und Wehe liegen und gleichwohl auch von ihm einsichtig als eigene Zwecke ergriffen werden. So bereiten wir eine zweite grundsätzlich mögliche Auffassung vor, die Auffassung der Arbeit als Spiel, als Sport, als Kraftgenuss und Auswirkung des schöpferischen Willens. Auch dieser Auffassung liegt eine bestimmte Psychologie des Menschen zugrunde, aber im Gegensatz zu der Lehre von der „natürlichen Trägheit“ des Menschen geht sie von einem „angeborenen Tätigkeitstrieb“ aus. Wieder kann der Unterricht bei den verschiedensten Gelegenheiten auf die Grundlage dieser zweiten Auffassung hinweisen, ihre Folgen verdeutlichen, ihren Wert und ihre Grenzen durchsichtig machen. Eine unbefangene Beobachtung des Tieres, des jungen Kindes lehrt in der Tat unzweideutig, daß

allgemein von einer angeborenen Trägheit, einem natürlichen Widerstreben gegen den Gebrauch seiner Glieder nicht die Rede sein kann. Das gesättigte und ausgeschlafene Tierjunge, das kleine Kind sind so lange tätig, als sie wach sind; ihre ganze nicht von Nahrungsaufnahme und Schlaf beanspruchte Zeit ist mit tausenderlei Bemühungen der Sinne und Muskeln ausgefüllt. Wir sagen, „sie spielen“, weil uns diese Bemühungen vielfach des Charakters der planmäßigen Betätigung zur Erlangung bestimmter bewußter Ziele zu entbehren scheinen. Aber psychologisch betrachtet ist das Spiel die eigenste Arbeit und Aufgabe der Kindheit, und kann andererseits auch jede Arbeit des Erwachsenen von diesem als Spiel aufgefaßt und gefühlt werden. Maßgebend für diese Auffassung sind eine Reihe von Umständen. Das Tätigsein selbst wird als Wert, als lust- und glückbetont gefühlt; der Zweck oder die Zwecke, welche durch den Einsatz der körperlichen und geistigen Kräfte erreicht werden können und sollen, treten in dieser Einstellung in den Hintergrund. Ist in der primitiven Auffassung die Arbeit Mittel zum Zweck der Lebensfristung, in der heute meistens vorhandenen Ausprägung der primitiven Arbeitsethik Mittel zum Gelderwerb, so wird in der biologischen Auffassung die Arbeit selbst ein Zweck, die Organe sind dazu da, zu funktionieren, die Kräfte und Anlagen sehnen sich gewissermaßen nach Betätigung, warten nur auf den auslösenden Reiz, um sofort in Aktion zu treten. Das Glück ist, biologisch betrachtet, nicht irgendein Besitz oder Einzelinhalt des Lebens, sondern der leichte, ungehemmte Abfluß aller Funktionen, ihr störungsloses Zusammenspiel in der Einheitlichkeit der Betätigungen, mit einem anderen Wort: die volle Gesundheit, die immer gleichbedeutend ist mit ungeschwächter Funktionslust und Funktionsfähigkeit. Man kann gerade der reifenden Jugend dieses Glück des Tätigseins leicht nahe bringen: die erwachende Körperfunktion drängt sie zu Sport und Anstrengung als Kraftprobe, die sich geltend machenden Talente und Neigungen bestimmen sie zu strebender Benutzung ohne jede Rücksicht auf praktische Zwecke und reale Erfolge. Am leichtesten stellt sich diese Auffassung der Arbeit als eines Selbstwertes sozusagen ungesucht ein bei freier, kurzdauernder, den Augenblicken der inneren Höchstspannung entspringenden Tätigkeit. Und hat der Mensch diese Auffassung einmal, bei Lieblingsbeschäftigungen und Liebhabereien gewonnen, so vermag sie auch auf andere Arbeitsgebiete und Arbeitsformen auszustrahlen, übertragen zu werden. Der Mensch lernt so die Arbeit lieben und zwar die Arbeit, die Regsamkeit seines Gehirns, seiner Sinne und Muskeln selbst, nicht erst die Erfolge und Werte, zu denen die Tätigkeit den Schlüssel bildet. In eine kurze Formel gefaßt, besagt die Auffassung: „Leben heißt arbeiten,“ tätig sein, die Kräfte regen. Der Mensch lebt nur soviel, als er seine Zeit inhaltlich ausfüllt, er lebt um so reicher und intensiver, auf je mehr Gebieten er Kräfte mobil macht, je mehr er schafft und wirkt.

Auch diese biologische Auffassung der Arbeit kann noch als solche des natürlichen Menschen betrachtet werden. Leitet sich die primitive Auffassung der Arbeit als Mittel zum Zweck, zur Lebensfristung und zum Erwerb aus den elementarsten Er-

haltungs- und Sicherungstrieben her, so die der Arbeit als Spiel, Sport, Kraftentfaltung, die Auslebetheorie aus dem gleichfalls noch in der Sphäre des Triebhaften steckenden Lebensdrang und Funktionshunger des Organismus. Auch für diese Auffassung treten die Zwecke und Werke, die durch Arbeit und Tätigkeit geschaffen werden können, noch ganz zurück, richtiger gesagt: sind noch nicht vorhanden; die leere Tändelei und Spielerei ist ebenso noch Negsamkeit der Kräfte und Funktionen wie die schöpferische Arbeit, die zerstörende Anwendung ebenso wie die nützende. Mit geläuterten Zweckvorstellungen fehlt auch der biologischen Auffassung ein tieferes Motiv; der Organismus arbeitet, funktioniert nach Naturgesetzen, nicht weil die Person aus diesem oder jenem Gesichtspunkt sich selbst zum Tätigsein bestimmte. Trotzdem kann auch diese Auffassung in der Erziehung nutzbar gemacht werden. Hat der junge Mensch aus den elementarsten Erfahrungen selbstständig einsehen gelernt, daß Arbeiten nun einmal „seine Bestimmung“ ist, daß Lebensverheißen, die ihm die Arbeit ersparen wollen, an der Gesetzlichkeit des Naturzusammenhangs sich widerlegen, so ist die gesammelte Selbstbesinnung imstande, ihn davon zu überzeugen, daß Arbeiten als Erlebnis eine Quelle der Freude, des gehobenen Selbstgefühls, des Genusses sein kann, daß letzten Endes Aktivität der Untergrund eines jeden gesunden Lebensgefühles ist. Wenn er, wie es der Jugend nahe liegt, teleologisch denkt, mag er sich darüber freuen, daß eine weise Weltordnung es so gefügt hat, daß das, was der Mensch zu seinem Leben nicht entbehren kann, nämlich die Arbeit, zugleich eine Quelle der Freude ist. Wir leben nicht, wir arbeiten nicht, um zu essen; wir essen und arbeiten auch nicht, um zu leben; vielmehr läßt sich der teleologische Zusammenhang etwa so ausdrücken: Weil wir, um zu leben, essen sollen, ist uns die Speise Genuß; weil wir, um zu leben, arbeiten sollen, ist die Arbeit zugleich als Zweckerfüllung der Funktionen unseres Organismus die Quelle seines Behagens und seiner Gesundheit.

6. Stellung der Arbeit und der Arbeitsarten in der Gesellschaft

Arbeit und Tätigkeit können rein als solche, losgelöst von jeder gesellschaftlichen Situation, jeder Wirtschaftsverfassung und Zweckverfolgung, als Last oder Lust, als Naturzwang oder Naturausdruck, als Mittel oder Selbstzweck aufgefaßt und erlebt werden. Die beiden bisher betrachteten Philosophien der Arbeit fließen also aus der Tätigkeit selbst her, indem das eine Mal mehr das Moment der Spannung, der Mühe und Bemühung betont wird, ohne die eine zusammenhängende und zielgerichtete Tätigkeit nicht möglich ist, während in der anderen Auffassung der Funktionsdrang, die Willentlichkeit, die Aktivität des handelnden Wesens den Ton trägt. In der Regel verbinden und durchkreuzen sich aber mit diesen Momenten andere, die aus der verschiedenen Rolle und Stellung der Arbeit und der Arbeitsarten in der Gesellschaft stammen.

Eine wechselseitige Verbundenheit setzt die Arbeits- und Gesellschaftsformen miteinander in Beziehung: aus der fortschreitenden Arbeitsteilung und Berufs-

differenzierung der Gesellschaft her, und umgekehrt wirkt die Gruppenbildung innerhalb einer Gesellschaft wieder zurück auf die dem Einzelnen gewährte Arbeits- und Berufsmöglichkeit. Die Zusammenhänge zwischen Arbeit, Beruf einerseits, sozialer Stellung und Geltung andererseits, verleiten namentlich die Jugend, aber auch den in sich nicht gefestigten Erwachsenen dazu, daß er bei der Wahl von Arbeit und Beruf und bei der Selbsteinschätzung der einmal ergriffenen Tätigkeit von dieser selbst, ihren Inhalten und Werten abschweift, wegblickt, nicht etwa auf die andersartigen Arbeiten, Pflichten und Berufsaufgaben seiner Mitmenschen und Mitbürger, sondern auf deren andere Gesamtlage und soziale Situation, und statt sich an den Kern zu halten, von den Außenseiten bestimmt, irritiert und verführt wird.

Wir haben gesehen, daß die Auffassung der Arbeit als Not und Plage, die nur durch den Zwang der Natur und Verhältnisse dem Menschen abgenötigt wird, als primitiv bezeichnet werden kann, weil ihre geistigen Grundlagen die einfachsten sind. Sie erweist sich als primitiv auch, wenn wir die damit gewöhnlich sich verbindende soziologische Einschätzung der Arbeit ins Auge fassen. Es ist ein weit verbreiteter Gedanke, daß die Anfänge der staatlichen Gesellschaft als eines gegliederten, geformten Systems auf den „Vater aller Dinge“, den Krieg, zurückgehen; der Krieg beseitigt die — theoretisch vorausgesetzte — ursprüngliche Gleichheit des Rechtes und der Stellung der Menschen, und schafft Herren und Knechte, herrschende und abhängige Schichten, Freie und unterworfenen Sklaven, oder mit welchen Ausdrücken man sonst die primitivsten Gliederungen bezeichnen will. An die Stelle des verwandschaftlichen tritt in irgendeinem Zeitpunkt der Entwicklung das herrschaftliche Organisationsprinzip im Aufbau der Gesellschaft. Zur Bedürfnisbefriedigung und Lebensfristung muß, wie wir in der primitiven Philosophie der Arbeit eingesehen haben, der Mensch arbeiten — oder er muß andere für sich arbeiten lassen. Bezeichnet man die eigene Arbeit als die ökonomischen Mittel der Bedürfnisbefriedigung, so kann man die Ausbeutung der fremden Arbeit das „politische“ Mittel heißen. „Der Staat ist“, wie F. Oppenheimer¹ in seiner soziologischen Staatstheorie meint, „in seiner Entstehung ganz und seinem Wesen nach jedenfalls auf den ersten Stufen fast ganz eine gesellschaftliche Einrichtung, die von einer siegreichen Menschengruppe einer besiegten Menschengruppe aufgezwungen wird, mit dem einzigen Zweck, die Herrschaft der ersten über die zweite zu regeln und gegen innere Aufstände und äußere Angriffe zu sichern.“ Und die Herrschaft hätte — so meint er weiter — keinerlei andere Endabsicht, als die ökonomische Ausbeutung der Besiegten durch die Sieger. Ich lasse dahingestellt, ob die kriegerische Unterwerfung einer Menschengruppe durch eine andere das einzige ursprüngliche Mittel der Staatenbildung ist, sicher können wir als geschichtliche Tatsache betrachten, daß mit der staatlichen Form der Gesellschaft Herrschaftsverhältnisse untrennbar ver-

¹ Vgl. dazu: Franz Oppenheimer: Der Staat. (In der Sammlung: Die Gesellschaft, 14./15. Bd. hrsg. v. Martin Buber.) Frankfurt a. M., Mittler & Löning.

bunden sind und mit dem Herrschaftsverhältnis auch die soziale und ökonomische Differenzierung der Glieder einer Gesellschaft beginnt. Das Auftreten kriegerischer Nomadenstämme, die Staatengründungen erobernder Raubvölker und die Entstehung einer bestimmten Form der Sklaverei, des Helotentums lassen sich in der Tat plausibel machen aus dem Gedanken, daß Land, Besitz und Arbeitskraft einer Menschengruppe für einen kriegerisch überlegenen Fremdstamm eine verlockende Beute bildeten. Das Motiv des Raubes an Stelle der eigenen Arbeit, der gewaltsamen Aneignung fremder Arbeit und ihrer Früchte ist sicher auf den ersten Stufen staatlichen Lebens eine allgemein verbreitete Erscheinung gewesen.

Für unsere Überlegung sind vor allem die Folgen dieses Sachverhaltes für die Auffassung und das Erlebnis der Arbeit von besonderer Wichtigkeit. Die Arbeit wird in der Gesellschaft des kriegerischen Typus Sklavenlos. Der erobernde Stamm setzt sich als besitzender und herrschender Adel fest, er muß alle seine Kräfte für die Erhaltung seiner militärischen Überlegenheit einsetzen, befindet sich sozusagen dauernd im Zustand der Mobilmachung, züchtet in seinem Nachwuchs wiederum die Waffenliebe und Waffentüchtigkeit und hat so weder Zeit noch Neigung, in persönlicher Arbeit seinen Lebensunterhalt selbst zu erzeugen. Um trotzdem leben und um möglichst gut leben zu können, zwingt er den Hörigen, Sklaven, die beherrschte Schicht in den Frondienst, in die Leibeigenschaft, in das Los des ausgebeuteten Arbeiters für andere. Wo immer eine derartige Struktur der staatlichen Gesellschaft offen oder verschleiert existiert, erhält die Arbeit infolge der sozialen Verhältnisse einen Beigeschmack, der ihr nicht an sich anhaftet. Für den Sklaven ist die Arbeit nicht bloß eine Naturnotwendigkeit, damit er nicht verhungert, sondern ein Rechtszwang, damit er nicht gestraft und getötet wird; der Zweck seiner Arbeit ist nicht in erster Linie seine eigene Lebensfristung, sondern das Wohl seines Herrn. So arbeitet er, nicht für sich, sondern für andere, nicht soviel als zur Daseinsfristung unentbehrlich ist, sondern soviel, als der Herrenwillen ihm auferlegt, so genießt er von den Früchten seines Fleißes nicht das angemessene Teil, sondern nur was Berechnung und Laune der Herren ihm gewährt.

Etwas von diesen ursprünglichen Verhältnissen ist in der staatlichen Gesellschaft zu allen Zeiten spürbar geblieben; die Grundlagen der Abhängigkeit und ihre Formen haben gewechselt, aber das Spannungsverhältnis zwischen herrschenden, besitzenden, bevorrechteten, ausbeutenden und abhängigen, ausgebeuteten Schichten ist bestehen geblieben, einerlei, wie Sitte und Religion und andere Ausprägungen der Ideologie diese Spannung zu sanktionieren, mundgerecht und annehmbar zu machen bestrebt waren. In der ständisch gegliederten Gesellschaft, namentlich jener des Altertums, erwächst aus dem Vergleich zwischen Herrenschicht und Arbeitertum eine die Arbeit entwertende Auffassung. Der gesellschaftlich Bevorrechtete haftet die Arbeit mindestens in ihren den Körper erschöpfenden schweren Formen, verachtet sie, muß sie verachten, wenn er die Selbstsicherheit seiner eigenen Position nicht von innen heraus zerstören will. Als „standesgemäße“

Tätigkeiten reserviert er sich Jagd, Waffenspiel, Krieg, Gesetzgebung, Verwaltung und Leitung; alle unmittelbar wirtschaftlich produktive Arbeit, besonders alle schwere und peinvolle bürdet er auf die abhängige Schicht ab. Soweit die Herrenschicht über die Erfordernisse ihrer sozialen Lage hinaus tätig ist, nimmt ihre Tätigkeit den Charakter der freien, spontanen Produktion an, hat sie es nicht nötig, auf den Erwerb sich einzustellen. Wir sehen in der Blütezeit des Hellenentums, daß der freie Griechen seine geistige und künstlerische Tätigkeit als „Muße“ bezeichnete und empfand, nicht als Arbeit, als widerwillige Bemühung um Lohn und Erwerb. Der gesellschaftlich Abhängige andererseits sah sein Los nicht mehr als Ausfluß eines Naturzwanges an, gegen den sich aufzulehnen Unsinn ist, auch nicht erforderlich, weil er alle Menschen ohne Ausnahme erfaßt, er lernte es als Folge gesellschaftlicher Satzung, menschlicher Willkür betrachten und sog aus dieser Erkenntnis das Gift dauernder Unzufriedenheit, steter Aufruhrbereitschaft in sich. Durch den Gegensatz zu einem, wie er glaubt, ganz müßigen genießenden Herrenleben, erhielt sein Dasein erst den Stachel der Entwürdigung, seine Tätigkeit das Stigma des Fluches. Alles Entgegenkommen im Einzelfall änderte daran nichts, er misstraut ihm von vornherein und deutete es höchstens als Maßregel kalkulierender Klugheit.

Die Auffassungen der Arbeit als Not, Zwang, naturnotwendiges Mittel für die Daseinserhaltung einerseits, als Spiel, Sport, freie Produktion, Muße andererseits, die, wie wir gesehen haben, zunächst in einzelnen Seiten des Arbeitserlebnisses selbst begründet sind, erhalten also auf den ersten Stufen staatlich-gesellschaftlichen Daseins eine besondere Ausprägung, die zu verschiedener Bewertung der einzelnen Arbeiten und der ihr dienenden Menschenklassen den Anstoß gibt. An sich konnte jeder Mensch jede Arbeit entweder als Plage oder als Genuss erleben — erst bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse und die sie rechtfertigenden geistigen Anschauungen erschweren es dem Einzelnen, unbefangen die Arbeit selbst zu schätzen und drängen in ihrem Bild sekundäre Momente in den Beachtungsmittelpunkt. Soweit ähnliche Gesellschaftsverhältnisse und Wirtschaftsformen wie in den antiken Stände- und Sklavenstaaten irgendwann und irgendwo real waren, soweit ist die entsprechende soziologisch bedingte Verfärbung der beiden Arbeitsauffassungen ebenfalls anzutreffen. Da nun Gesellschaftsformen wandelbar sind, Objekt des Willens, wenn auch nicht willkürlich, ist es begreiflich, daß die Reflexion kritisch, auflösend und neuschöpfend gerade den soziologisch bedingten Arbeitsideen sich zuwandte. Aus der Auseinandersetzung mit der Frage, ob es eine natürliche Ordnung der Dinge sei, durch die bestimmte Menschengruppen ein Anrecht auf die Arbeit als Spiel, Sport, als freie, geistige Produktion, als literarische, künstlerische Muße, auf Leitung und Regierung erhielten, andere sozusagen von Natur zur unfreien Plage, zur Fron, Mühsal und Ausbeutung verurteilt seien, gingen neue, weiter und höher führende Auffassungen der Arbeit hervor.

7. Arbeit als Pflicht

In der Niedergangszeit der antiken Kultur bereitete sich eine, wenn ich so sagen darf, sittliche Arbeitsphilosophie vor. Es ist im wesentlichen jene einflußreiche, edle und tiefe philosophische Gesinnung gewesen, aus der der größte Teil der gebildeten Römer, Griechen und Kolonisten seit Alexander d. Gr. seine Lebensmaximen schöpfte, eine stattliche Reihe von Staatsmännern und Soldaten die Kraft für ihr Lebenswerk gewann, eine beachtliche Zahl von Freiheitshelden den Mut zu Kampf und Martyrium; ich meine die stoische Philosophie. Gewiß war sie nicht eine streng einheitliche Lehre — dazu hat sie ein zu langes Leben gehabt — vielfach überhaupt weniger eine Lehre, als eine vorbildliche Gesinnung, aber eben aus dieser stoischen Gesinnung bereitete sich eine neue große Betrachtungs- und Erlebnisform auch der Arbeit vor: Die Arbeit als Pflicht. Auch wer nicht durch Natur oder Gesellschaft zur Arbeit gezwungen ist, ist als Persönlichkeit innerlich verpflichtet, tätig zu sein; und wer unter natürlichem oder gesellschaftlichem Arbeitszwang steht, braucht sich deshalb nicht entwürdigt, minderwertig leid zu tun, sobald er eingesehen hat, daß diese äußeren und gesellschaftlichen Verhältnisse unvermögend sind, die freie, persönliche Stellungnahme zum eigenen Schicksal aufzuheben. Es gibt nur einen zweifelsfreien Wert in der Welt, die Persönlichkeit, die Konsequenz, Tragkraft und Reinheit ihres Wollens, ihre schlechthin souveräne Freiheit. Alles andere, Glück und Unglück, Macht und Ohnmacht, Ansehen und Ruhmlosigkeit, Arbeit und Musse, Leben und Tod ist — gleichgültig. „Mir ist mein Schicksal Stoff, wie dem Baumeister das Holz,“ sagte der philosophierende Sklave Epiktet, und der Stoiker auf dem römischen Kaiserthron Mark Aurel hat kein anderes Bild für seine Stellung zu Welt und Leben: „Der Geist macht alles zum Stoffe, was ihm entgegengebracht wird, wie ein großes Feuer alles, was ihm zugelegt wird, verzehrt.“ Wer nur in Königsrollen oder in der Figur des Glückspilzes Erträgliches leistet, ist — mit einem anderen Bild aus dem gleichen Gedankenkreis — ein schlechter Schauspieler auf der Bühne des Lebens, der gute Schauspieler spielt jede Rolle mit gleicher Virtuosität. Der Mensch als sittliche Persönlichkeit behauptet und entfaltet absoluten Wert an und in jedem Schicksal.

Ich lasse dahingestellt, inwiefern diese Umwertung der Werte auf dem Gebiet der Philosophie der Arbeit noch Nessentiment war, eine Ausflucht der sozial schlecht Gestellten, durch die sie über die ihnen entgegengebrachte Verachtung triumphierten und dem Herrenstandpunkt die Rechtsgrundlage entzogen; gewiß ist, daß die Erfassung der Arbeit als Pflicht auch ohne solches Nessentiment und in jeder Gesellschaftsordnung möglich ist, in anderen Worten, daß sie eine neue, eigene, selbsterhaltende Philosophie der Arbeit darstellt. Das Christentum — hier wie in manchen anderen Gedanken, z. B. dem der allgemeinen Menschenliebe, der Feindesliebe, der Demut und Barmherzigkeit, von der antiken Spekulation vorbereitet — hat die Arbeit als Pflicht in den Mittelpunkt seiner Verkündigung gestellt. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Es gehört zur Bestimmung des Menschen,

jedes Menschen, tätig zu sein, zu arbeiten, Arbeit ist wesentlicher Teil seiner irdischen Aufgabe. Naturzwang und Gesellschaftszwang weichen in der Begründung der Arbeit dem Normzwang: der jedem feinhörigen Herzen deutlich vernehmbaren Stimme sittlicher Forderung; die Muße wird zum Müßiggang, der Genuss zur Ausnahme, zum Lohn für die Arbeit oder zur erholenden Atempause.

Freilich ist diese erste, freie, aus der menschlichen Vernunft erwachsene sittliche Schätzung der Arbeit noch formal; die sonstigen realen, gesellschaftlichen und kulturellen Zwecke der Arbeit treten stark in den Hintergrund, das Wie? und Was? der Arbeit bleibt verhältnismäßig belanglos, und nur als Pflichterfüllung ist die Arbeit sozusagen an sich gerechtfertigt. So ist es verständlich, daß z. B. innerhalb des Stoizismus wie innerhalb des Christentums die Arbeit bald mehr wieder der ersten natürlichen Auffassung als Mittel angenähert wird, die Arbeitspflicht als Askese, als Abtötung und Sühne, als Vorbereitung für die dadurch zu verdienende Freude des Paradieses: „Gehe ein, du guter und getreuer Knecht in die Freude deines Herrn“; bald mehr sich mit der zweiten natürlichen Auffassung der Arbeit als Selbstwert verbindet: Die Arbeitspflicht als Pflicht zur Leistung, zur Kraftentfaltung, weil und soweit die Kräfte gut sind.

Es leuchtet ohne weitere Verdeutlichung ein, inwiefern in der Erfassung der Arbeit als Pflicht dasjenige Motiv gegeben ist, das vorläufig sowohl dem durchschnittlichen Geisteszustand auch der Jugendlichen wie der herrschenden Denkweise unserer Kulturlage am meisten angemessen ist. Die Erziehungsarbeit in der Schule wird deshalb auf die selbsttätige Einsicht in dieses Motiv einen Hauptnachdruck legen dürfen. Die damit gestellte didaktische Aufgabe ist freilich reichlich schwierig, die bloße autoritative Bekündigung der Arbeitspflicht in den Worten religiöser Urkunden oder staatlicher Gesetze gibt noch keine Gewähr dafür, daß der jugendliche Mensch die Pflichtmäßigkeit auch wirklich einsieht, noch weniger, daß er von ihr innerlich bewegt wird. Der Mensch wird nicht ohne weiteres liebvoll, tätig, pflichtgetreu, sittlich, auch nicht dadurch, daß man ihm gebietet: Sei's! Man kann genau wissen, verstehen, einsehen, daß etwas ein Wert ist, daß aus diesem Wert eine Norm quillt — man muß den Wert wollen, der Norm folgen. Und das kann — von den Ausnahmen sittlicher Genialität abgesehen — der Mensch nicht ohne weiteres, kann vor allem der traumhaft im anfangenden Leben herumtappende junge Mensch nicht, wenn ihm nicht bedeutet wird, wie es zu machen ist, welche sittliche Psychotechnik und Selbstzucht sozusagen ihn in den Stand setzt, sich als Instrument seiner sittlichen Bestimmungen zu spielen. Die Schwierigkeiten einer Durchgeistigung und Versittlichung der Arbeit liegen zum Teil in den Hemmungen durch eine mechanisch-materialistische Popularphilosophie der Zeit, in den Erschwerungen durch die gesellschaftliche Notwendigkeit einer weitgehenden Arbeitsteilung, die nicht einfach durch einen Willensentschluß (auch nicht einen solchen der Gesellschaft) aufgehoben werden kann, sie liegen auch in der ungleichen Verteilung der sittlichen Kräfte. Wir sprechen gerade in der psychologischen Richtung der neuen Pädagogik gern und viel von der un-

überschaubaren Mannigfaltigkeit der intellektuellen Begabungen und der Talente; die, wie mir scheint, nicht geringere Variation der sittlichen Anlagen, der Gefühls-, Trieb- und Willensinteressen, wird viel zu wenig berücksichtigt, eben weil man glaubt, daß für die Erfüllung sittlicher Forderungen die Einsicht in ihre Allgemeingültigkeit ausreiche oder ausreichen sollte. Deshalb wird die Schulerziehung alles heranziehen dürfen und müssen, was der Jugend die Schönheit der Arbeit, die Begeisterung für ihre Verantwortlichkeit lebendig werden lassen kann: die künstlerische Darstellung der Arbeit im Bild, im Monument, die Verherrlichung der Pflichttreue im Lied, der Pflichttreue bis zum Tod. Wie sich der mittelalterliche Kunstgenosse, so bescheiden sein Einzellos sein mochte, als Glied einer schaffenden Gemeinschaft imponierte und fühlte, so vermag sich auch der Bergmann, der Schmied, der Weichenwärter in der großen künstlerischen Darstellung unseres Wirtschaftslebens repräsentiert und gehoben zu fühlen. Aber man muß ihm diesen Abglanz und diese Spiegelung seines Einzelschicksals zeigen, muß ihn in der Form belehren, in der die Kunst ohne mühsame Reflexion, zu der vielleicht die Intelligenz nicht ausreicht, die großen Zusammenhänge für die Erkenntnis des Herzens erschließt. Die Poesie der Arbeit ist ein Weg, die Pflicht der Arbeit gefühlsmäßig erleben und erfassen zu lassen. Aber auch das Fühlen des Wertes ist nicht notwendig zulänglich für eine dauernde Willenseinstellung; der Wert muß erlebt werden; auch der Wert der Arbeitspflicht und alle damit zusammenhängenden Personenwerte können erlebt werden, wenn die Schulerziehung sich wandelt aus einer Lehranstalt für den Geist in eine Palästra für den Willen und die Treue im kleinen. Mir scheint, in dieser Zielung auf die sittliche Gewöhnung liegt der eigentliche Schwerpunkt des pädagogischen Arbeitsgedankens, nicht in der methodischen Finesse; die Willens- und Gesinnungsschule der sich selbst leitenden Arbeitsgemeinschaft ist seine moral-pädagogische Seite, meines Erachtens die wichtigere, wenn auch schwierigere Seite des gesuchten neuen Erziehungsstils.

8. Arbeit als Gemeinschaftsdienst an überpersönlichen Werten

Ihre volle Deutlichkeit und erschöpfende Ausprägung erhält die geschilderte sittliche Auffassung der Arbeit als Pflicht erst dadurch, daß sie zu den objektiven Zwecken des Einzellebens und der Kulturgemeinschaft in Beziehung gesetzt wird, bzw. tatsächlich in Beziehung tritt. Wir haben, der üblichen formalistischen Einstellung folgend, bisher die Arbeit als solche betrachtet, in ihr Momente gefunden, die ihre Auffassung als Notzwang, als Spiel und Kraftgenuß, als Pflicht ermöglichen, haben dabei deutlich werden lassen, daß in dieser Reihenfolge zugleich ein gewisser Fortschritt der seelischen Entwicklung und der ethischen Höhe zum Ausdruck kommt. Die Erziehung wird, entsprechend dem Stufengang des Lebens eine ähnliche Reihenfolge ihrer Einwirkung ausbauen dürfen und als Motive für die Arbeitsforderung zunächst Bedürfnisbefriedigung, dann Wunscherfüllung, dann Pflichterfüllung darzubieten und in die Seele zu pflanzen haben. Hand in Hand

mit diesen Seiten der Arbeitserziehung kann und muß jedoch noch eine Rücksicht gehen. Je reifer und lebenskundiger der heranwachsende Mensch wird, je selbstständiger er sich die Gebiete herausuchen kann und darf, auf denen er vorzugsweise Kräfte einzusehen in der Lage und gewillt ist, um so mehr muß er aus der Enge seiner Person und persönlichen Zwecke hinübergeleitet werden zur Aufnahme überpersönlicher Ziele und zur Einordnung in eine Gemeinschaft. Wenn Erziehung und Unterricht im ganzen ihre Aufgabe erfüllen, wird sich der Mensch, der sich in Kindheit und Jugend immer als einen absoluten Anfang fühlt, allmählich als Glied in der Generationskette, bedingt durch eine lange Geschichte und selbst wieder eine Zukunft bedingend, einschätzen und einstellen lernen, und damit die egozentrische Auffassung von innen heraus überwachsen. Gerade die Arbeit, in ihrer Spezialisierung als Berufsarbeit, ist fähig, in diesem Prozeß der Reife zur selbstverantwortlichen Persönlichkeit eine entscheidende Rolle zu spielen. Zu der formalen Pflicht der Arbeit tritt die als logische und kulturgeschichtliche Vertiefung lebendige Einsicht, daß Begabung allein weder zur Förderung von Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft, Technik noch für Erhaltung und Ausbau des Gesellschaftssystems ausreichend ist, daß dafür die geschulte Arbeitsfähigkeit und der Arbeitswillen wesentlich bleiben, einerlei welche Größe die individuelle Begabung und welche Richtung das persönliche Interesse aufweisen kann. So entwickelt sich eine Läuterung und Vertiefung der Pflichtauffassung: das Erlebnis der Arbeit als eines Dienstes des freien Geistes an überpersönlichen Werten und des einzelnen Menschen an den umfassenden Aufgaben der auch ihn tragenden und bedingenden Gemeinschaft. Man bezeichnet diese Einstellung leider schief und eng gewöhnlich als staatsbürgerliche Gesinnung, indem man durch diese Namengebung die bestehende Rechtsgemeinschaft vor die eigentlich gemeinte Kulturgemeinschaft treten läßt, aber man sieht trotz der ungenügenden Bezeichnung doch die Richtung, in der die Arbeitserziehung ihrem Abschluß zugeführt werden muß. Irgendwann erhebt sich in jedem jungen Menschen neben der Frage: Was kann ich (für mich) im Leben erreichen? Was will ich (aus persönlichen Wünschen, Anlagen und Ansprüchen heraus) werden und tun? die für sein geistiges Schicksal entscheidendere Frage: Was soll ich nicht als Einzelner, sondern als Repräsentant der Gattung aus mir machen? Was ist meine Bestimmung als ganzer Mensch? Die Beantwortung dieser Frage führt jeden Menschen, auch den Genius, auf die historisch erworbenen Grundlagen seines Wesens und die gesellschaftlich bedingten Richtungen seiner Auswirkung. Für die Arbeitsethik steckt in der Erkenntnis dieser Zusammenhänge die Norm der Einordnung in das Kulturleben einer Gemeinschaft. Das Kulturleben der Gemeinschaft bietet ein System objektiver Zwecke und mit ihm eine abschließende Orientierung des Individuum. Wie irreführend das Wort staatsbürgerlich für diese Einstellung ist, sieht man leicht ein, wenn man sich der Unterschiede zwischen dem Kulturleben einer Gemeinschaft und der zeitlich wechselnden, nie einen Endwert darstellenden staatlichen Form dieser Gemeinschaft vergegenwärtigt; daß aber doch Zusammenhänge zwischen der staatsbürgerlich-

gesellschaftlichen und der kulturellen Seite der Arbeitsphilosophie bestehen, wird auch klar, da irgendeine staatliche Form des Gemeinschaftslebens immer vorhanden sein muß auch als Hilfsmittel der Stabilisierung der Kulturarbeit.

Die sittliche Auffassung der Arbeit als einer Pflicht wird also vervollständigt werden müssen, indem die sozusagen noch individualistisch verstandene Pflicht des Bücherns mit den anvertrauten Pfunden ausgebaut wird durch die staatsbürgerliche Pflicht des Dienstes an anderen, am Ganzen und die Kulturpflicht des Dienstes an überpersönlichen und übergemeinschaftlichen letzten Werten. Nach meinem Erachten kann jeder Mensch, gerade in seiner Jugend, für diese Perspektiven gewonnen werden, seine Fassungskraft und sein Kräfteniveau mögen wie immer beschaffen sein, denn der Jugend eignet ein Streben nach dem Letzten und Unbedingten, und letztlich unbedingt ist eben niemals das Individuum, sondern nur die Gemeinschaft und das in der Kulturarbeit sich aufbauende Reich des Geistes.

An den Lehrer und Erzieher stellt freilich diese Vertiefung der Arbeitsethik große Anforderungen; weniger an das methodische Geschick, weil ich glaube, daß hier die methodische Finesse in der Aufzeigung und Begründung der Zusammenhänge von geringerer Bedeutung ist, als vielmehr an die Vorbildlichkeit der eigenen Person, die beispielgebende Lebensführung und die Energie in der Menschenführung. Gerade in diesem Punkt leuchtet die Tragweite jener Reformbestrebungen auf pädagogischem Gebiet ein, die weniger von einer Revision der Lehrstoffe, einer Verbesserung der Unterrichtsmethoden eine heilbringende Wirkung erwarten, als von einer Umgestaltung des ganzen Schullebens, welche die Schule als eine palaestra vitae ansehen, nicht als eine Lehranstalt, die nur die erkenntnismäßigen Voraussetzungen für das Leben gibt, sondern die Gelegenheit ist, Kulturbewußtsein und Gemeinschaftsgeist selbst direkt zu üben. So wird das Leben nicht nur das entfernte Ziel der Bildungsarbeit, sondern ein reales Teilstück des Lebens, wird das Jugendleben, die Jugendkultur und Jugendgemeinschaft der Inhalt der Schule, wird nicht nur für das Leben erzogen und gebildet, sondern das Leben selbst gebildet. Das Leben ist das Handwerk, in dem jeder Mensch gebildet werden soll.

9. Arbeit als Gottesdienst.

Ist unsere Erziehungsarbeit in Haus und Schule so eingestellt, so wird als die natürliche Frucht ihrer Bemühung eine persönliche Weltanschauung reisen und die tiefste Erfassung auch der Arbeit sich als ihre Folge ergeben, die Auffassung der Arbeit als Gottesdienst. Ich meine dies Wort nicht in einem dogmatischen Sinn, in dem sein Gehalt gegenständlich und lehrbar wird, damit aber auch wieder der Wirkungslosigkeit verfallen kann, wenn die dogmatischen Stützen zusammenbrechen, sondern im Sinne eines letzten Erlebnisses, das man in philosophischer oder religiöser Terminologie verschieden ausdrücken wird und mag, an dessen gestaltender Kraft aber die Formulierung nichts ändert und das auch

unformuliert von seiner Wirkung nichts einbüßt. Sich am sausenden Webstuhl der Zeit eingewirkt fühlen in der Gottheit lebendiges Kleid, mehr noch als bloßer Faden sein in dem Weltgewebe, mit verantwortlich sich fühlen für sein Muster und seine Schönheit — das gibt jedem einzelnen und seinem Werk — er stehe wo immer und treibe was immer — die letzte Weihe, metaphysische Verantwortlichkeit und das durch äußere Schicksale nicht mehr berührbare Glück.

Literatur

- Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. 3 Bde. Tübingen 1920.
J. C. B. Mohr. (Bef. Band I.)
- Theob. Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen im 19. Jahrhundert. 1. Aufl. Berlin 1911.
- Aloys Fischer, Psychologie der Gesellschaft (Handbuch der vergleichenden Psychologie Bd. II, S. 337 f.). München 1922. C. Reinhardt.
- Karl Dunkmann, Die Ethik der Berufsberatung (Die akademischen Berufe Bd. I, S. 30 bis 50). Berlin 1920. Furtach-Verlag.
- Leop. Schmidt, Die Ethik der alten Griechen. 2 Bde. 1882.
- Friedrich Jodl, Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie. 2 Bde. Stuttgart. 2. Aufl. 1906—1912.

*